

deshalb da sein Bier trinkt, seine Zigarre raucht und seine Zeitung liest.

Diese Keißerlichkeiten berühren den Kern der Sache nicht. Er sitzt tiefer, sitzt in Herz und Hirn, im Ideellen, im Geistigen.

Das sind die wahren Philister, die sich von den Kleinlichkeiten des Augenblickes den Geist in den engsten und gemeinsten Zirkel hineintreiben und dort einrosten lassen, sofern dies nicht schon vorher der Fall war. Die am Schönen und Erhebenden dieser Erde denksam und träge vorbeigehen und für die großen Ideen, die durch die Tage fallen und stürmisch Antwort verlangen, für die Ideale der Menschheit nur ein verächtliches Lächeln haben.

Postmeister Wegler war so einer. Postmeister Wegler las ein freigesinntes Tageblatt und schwor auf den Kram, den er darin gelesen und schlecht verdaut hatte. Aber Friedrich Prengel war anders. Ihm sprangen noch Quellen, ihm hatte noch nichts des Lebens heißen Sauch in der Brust verdorren können. Die Heldenträume, die der Jüngling geträumt hatte, waren nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Zwar, natürlich, er konnte nicht mehr hoch zu Rosse, leuchtenden Auges wie Friesen oder Körner die Welt durchstürmen, und er hatte auch einen sogenannten Bauch angelegt im Laufe der Jahre. Aber er war nicht umsonst einstimmig von seinen Mitbürgern zum außerordentlichen Mitglied eines hochgeachteten Vereins ernannt worden. Friedrich Prengel wucherte mit dem schönen Pfunde, das die Vorhersehung ihm geliehen hat. Und das war seine bedingungslose Liebe für König und Vaterland, Thron und Altar.

„An den Früchten sollt Ihr sie erkennen!“ Friedrich Prengel fühlte es als Vater.

Zwar, es war von Rechts wegen nur sein Neffe, und er trug auch den Namen Sad, nicht Prengel; gehalten aber wurde Wilhelm Sad wie der Sohn des Hauses. Wilhelm Sad war dazu aufersehen, den Glauben und die Grundsätze des Onkels zu erben.

Und Wilhelm hatte die Gedanken und Lehren des Onkels Friedrich gläubig angenommen. Sein Seelenleben war nicht kompliziert. Das Blut des Komödianten Sad nagte nicht an seinen Nerven.

Er war ein angenehmer Pflegesohn. Groß und blond. Das Gesicht von nordischer Regelmäßigkeit.

Er lebte ganz gleich dahin, ob es nun Festtage in Köslin waren oder Alltagszeiten mit ihrer endlosen Reihe von Trinitatissonntagen. Die heißen Vögel des Lebens schienen niemals in ihm aufbrechen zu wollen. Das Leben ging seinen hübschen, geordneten Gang.

In der Schule hatte er einen schweren Stand. Für die Wissenschaften war er nicht begabt. Er lernte schwer und brauchte zu einer Arbeit, die seine Mitschüler im Sandumdrehen erledigten, Stunden. Er schaffte es einfach nicht.

Diese unermittelte Begabung war eine Prengelsche Eigenschaft. Das hinderte aber Herrn Friedrich Prengel, der selbst, solange er die Schulbank hatte drücken müssen, nie seines Lebens froh geworden war, durchaus nicht, diese geistige Diät auf das Konto „Erbteil Sad“ zu setzen. Dieser nichtsnutzige Vater Sad hatte in der Schule nichts gelernt. Daß er Komödiant geworden war, bewies das ja hinreichend.

Auf das Konto Sad glaubte er anfänglich auch Wilhelms Lust am Bagabundieren setzen zu müssen. Wilhelm streifte gern ganze Vor- oder Nachmittage herum, ohne daß er hätte Auskunft geben können, wo er eigentlich gewesen wäre. Anfangs war Papa Prengel darüber erschrocken. Seit ihm aber seine alte Auguste Walter einmal gesagt hatte, das sei doch nur die Liebe des Knaben zur Natur, die er doch sicherlich als Erbteil des Prengelschen Blutes mit auf den Lebensweg bekommen habe, beruhigte er sich. Er ließ den Knaben weiter schweifen und Feld und Wald nach Herzenslust durchstöbern. Diese Liebe an Gottes freier Natur schob er nunmehr dem Konto „Erbteil Prengel“ zu.

Oder machte er selbst nicht etwa noch heute recht gern seine Spaziergänge vor die Tore? Kommt er nicht — voran mit freudig pendelnden Ohren sein Dadel „Fidus“ — mit Vorliebe nach dem Gallenberge hinaus, der im Sommer von reichlichem Nadel- und Laubholz grünte wie eine schmutze, befranzte Helmhaut? Die Zahl seiner Wanderungen, die ihn nach dem Kreuz der tapferen Ginterpommern geführt hatte, das auf dem sogenannten Fahrenberg stand, war Legion.

Nein, der Onkel und Pflegevater verargte dem jungen Wilhelm nicht, daß er auch mit Vorliebe die freundlichen Promenaden, den Gallenberg und wohin es sonst das naturfrohe Knabengemüt ziehen mochte, durchstreifte. In der Schulküche sollte er beileibe nicht verfaulern! Man durfte es dem Jungen

nicht entgehen lassen, daß sein Vater Sad in der Schule nichts gelernt und es infolgedessen zu nichts gebracht hatte auf dieser Welt. Er war ja sonst ein angenehmer Pflegesohn. Er war gottesfürchtig, brav und von großer Dankbarkeit. Das erkannten auch die verschiedenartigsten Lehrer, durch deren Hände Wilhelm im Laufe der Jahre ging, an. Es fehlte dem Jungen niemals an gutem Willen, niemals am nötigen Respekt. Er war zufrieden und dankbar. Das glückliche Naturell des Landes, das sich durch Wiederkeit und Treueherzigkeit auszeichnete, spiegelte sich in ihm in seiner natürlichen Reinheit wider.

Der Junge war groß und schlank, einen halben, später einen ganzen Kopf größer als seine sämtlichen Mitschüler. In seinem äußern Wesen blieb er, was Friedrich Prengel nicht gering schätzte, sich gleich; im Hause, bei Tisch, bei den Arbeiten, die er für die Klasse zu machen hatte, und an den Abenden verhielt er sich still und geräuschlos.

In Wald und Feld schien er ein anderer. Da konnte Wilhelm stundenlang im Gras liegen und dem Singen der Vögel zuhören, da kroch er durch Gestrüpp und Didicht, wo es am wildesten war. Da jagte er rote und schwarze Eichelhäsen und Eichkater, die flink wie die Triller die Baumstämme hochgingen, da fing er Laubfrösche, die sich auf den Blättern der Leichbäume zur behaglichen Verdauung hingeklebt hatten und die mit goldrandigen Augen verschlafen in die Sonne starrten und unablässig ihren weißen oder schwarzen Busen auf- und niederwogen ließen.

Und er zog Schuhe und Strümpfe aus und stelte den andern Jungen, die zum großen Teil gleich barfuß angetreten waren, durch das kühle, lehmiggraue Wasser voraus, wo flinke Tauchläufer und im Zickzack auf der Oberfläche hinschlitternde Wasserläufer ihm durch die Finger glitten, Ribellen um die Ohren schwirrten und schneidende Seggen, kriechende Wurzeln und scharfkantige Schachtelhalme Knöchel und Füße zerbißen; wo der rosenrote Frochlöffel ihm Blasen zog und das Laichkraut ihm die Beine umwand, als wollte es ihn mit Najadenarmen festhalten.

Oder er fing im Gerinnel, das zu beiden Seiten des Bahnkörpers Köslin—Manow lief, schwarzfledige Salamander oder an sonnigen Galden flinkhulchende Eidechsen und glatte Blindschleichen, und er bedauerte bei alledem nur, daß er nichts von dem vielen Getier, das um ihn lebte und das er jagte und griff, mit nach Hause bringen durfte.

Das litt aber Auguste Walter beileibe nicht. Auch Friedrich Prengel hätte solch Getier nicht in seinen vier Wänden geduldet. Es genügte, daß „Fidus“ da war. Der war konzeffioniert und ein Edler seines Stammes, der auf niemand hörte und den nichts aus der Ruhe brachte. Und außerdem fand die Tierliebhaberei vom Pflegevater in zwei Meerfischweinchin reichende Nahrung. Es waren zwei Angoramersfischweinchin, die in einem trocknen Schuppen ihr beschaufliches, langfristiges Dasein bei Milch und Körnern lebten, auf das „Pst — Pst!“ ihres Herrn possierlich aus ihrer Kiste herauskuckten und niemand je dadurch erschreckten, daß sie sich etwa nach Art ihresgleichen, ungeflümm vermehrt hätten. Daß diese Tugend auch darin ihren Grund hatte, daß beide dem männlichen Geschlecht angehörten, erfuhr niemand und auch der eigene Besitzer niemals.

Pferde hatte die Mineralwasserfabrik nicht. Die nötigen Fuhren stellte der Expeditur, Herr Andresen, und, wenn Wilhelm nicht vor das Weichbild der Stadt konnte, so besand er sich im Zweifelsfall auf dem Andresenschen Grundstück. Und dieses Anwesen war auf jeden Fall ein Eldorado für einen Jungen. Es war zweifelhaft, wo Wilhelm Sad lieber war, ob er lieber über Gräben und Feldraine setzte, durch Kartoffeläcker, Wiesen, Mohrrübenfelder und Buschfetten streifte, oder ob er sich lieber im hochgeschichteten Krummet und Heu auf Andresens Futterboden mit Andresens Hugo und Andresens Olga herumalarte. Auch Gustav Wegler fehlte selten, oder es kam auch seine Schwester mit, die mehr did wie schön war und den Spitznamen „die Postkutsche“ führte. Schön war dagegen Olga Andresen hatte seideweiches, rotes Haar, blaue Augen und eine schneeweiße Haut, die nur im Sommer über dem Stumpfnäschen etwas von Sommerprossen marmoriert war. Aber diese kleinen Bünktchen hoben ihr leuchtendes Weiß nur noch mehr hervor. Rotes Haar schätzten die Schuljungen zwar weniger. Rote Haare hatte auch der Lehrer der zweiten Klasse, Herr Falke, und der sah scheuchlich genug aus und hieß nur „der Rote“. Mit dem roten Haar verbanden sich lauter unangenehme Eigenschaften. Aber von dem flammenden Rot, das Olga Andresen aufwies, strahlte es wirklich wie eine Art Schönheit aus.

(Fortsetzung folgt.)

Marie Fleuron.

Kriegsroman von M. Jankowski.

(Nachdruck verboten.)

Seit er lachte die Sonne vom wolkenlosen Himmel. Sie sandte ihre heißen Strahlen der Erde genau so zärtlich zu — wie sonst auch, gleichsam, als wäre nichts geschehen, als ginge sie der furchtbare Kampf, der heute dort unten wieder getobt hatte, gar nichts an.

Und doch war Bedeutendes geschehen, die Höhe . . . war von den Unjeren gestürmt, diese Höhe, auf welche wir es schon längere Zeit abgesehen hatten — und die von den Franzosen bisher gehalten worden war. Unserem alles niederreichenden Sturmangriff hatten die Feinde aber nicht standhalten können. Zwar setzten zu Beginn des Angriffs ihre Maschinengewehre zielicher ein, da fielen Sachsens blonde Söhne, hier einer, da einer — aber heldenmütig stürmten die anderen vorbei an den Gefallenen — zu Rächenden — und: barbar, le diable — tönte es freischend aus dem Munde der flüchtenden Feinde. — Die Höhe war unser! Schmeicheln glitt die Sonne von einem der stillen Schläfer zum anderen. Bei einem, der ganz abseits von seinen Kameraden an einem grünen Abhange lag, machte sie Halt, — der da, der war ja nicht tot, der lebte ja noch. Frau Sonne glitt zögernd über ihn her, küßte die feuchten blonden Locken und die geschlossenen Augen — aber selbst ihr heißer Kuß konnte ihn nicht aus seiner tiefen Ohnmacht erwecken. Da sandte sie ihre Boten weit fort, um Ausschau nach Hilfe zu halten — und ein kleiner Sonnenstrahl erhaschte ein junges blondes Mädel, das tief unten das Tal durchschritt. Und der goldene Strahl lockte — lockte. . .

Das blonde Ding aber war die kleine Marie Fleuron, in deren zerflossenen Dörfchen die freundlichen Sachsen vor dem Sturmangriff lagen — und die mit manchem von ihnen gute Freundschaft geschlossen hatte. Und einer war unter ihnen gewesen, der war so stolz und unnahbar, daß er die stille Verehrung der Kleinen gar nicht bemerkt hatte. Seine Kameraden aber sagten, daß er weder stolz noch hochmütig sei, sondern im Gegenteil bergensgut, nur ein Träumer, der mehr im Himmel als auf der Erde lebe, das bringe so sein Beruf als Geigenkünstler mit sich. Die kleine Marie wußte, daß ihre Freunde die Anhöhe gestürmt hatten — und nun die Franzosen verfolgten, versonnen schaute sie hinauf. Dort oben, wo die ganze Nacht bis in den hellen Morgen hinein das grauenhafte Kampfgetöse getobt hatte, war es jetzt still — ganz still. . .

Und der Sonnenstrahl lockte stärker und stärker. Da kletterte das junge Ding den steilen Gang hinan und schickte die Augen spähend in die Weite. Wo mochten sie jetzt sein, die Tapferen?

Plötzlich schrak sie zusammen, drang da nicht ein Stöhnen an ihr Ohr?

Furchtlos ging sie den wehen Tönen nach — und stand entsezt still, der, den ihr junges Herz so sehr verehrte — dort lag er starr und unbeweglich. Marie riß sich zusammen, sie hatte ihn doch stöhnen hören, also mußte doch auch noch Leben in ihm sein, zitternd beugte sie sich zu ihm herab — und wollte fast aufjubeln — er atmet, wenn auch nur ganz schwach.

So rasch die Füße sie trugen, eilte Marie nun ins Dorf und holte den alten Jean Baptiste, den Kuhhirten, und mit Aufbietung aller Kräfte schafften ihn die beiden ins Dorf. In Mariens halbzerschnittener Hütte betteten sie ihn in weiches, weißes Linnen. Leise setzte sich das junge Mädchen an sein Lager und schaute still auf die bleichen Züge.

Würde der alte Arzt des Nachbardorfes, zu dem sie Jean Baptiste geschickt hatte, auch kommen, und dem Bruch helfen? Betend faltete sie die kleinen Hände, aus frommem, kinderreinem Herzen stieg das Gebet empor, zu der Schmerzensreichen, deren Namen sie trug.

Hatte ihr Gebet solche Kraft, wurde es so schnell erhört? Der Kranke schlug die Augen auf — und blickte erstaunt das Mädchen an. Doch dann schienen heftige Schmerzen sich seiner zu bemächtigen, die blauen Augen wurden ganz schwarz und der Mund verzerrte sich vor Qual. Marie sprang auf: „Kann ich Ihnen helfen, kann ich irgend etwas für Sie tun?“ fragte sie atemlos. Entsezt taumelte sie aber zurück, aus des Verwundeten Stöhnen waren die Worte: „Ein Ende möchte ich machen, gib mir doch einen Revolver, Mädchen,“ an ihr Ohr gedrungen.

Da brach aus Mariens Augen solch frommer Vortwurf, daneben aber auch ihre große heilige Liebe zu ihm, daß sich des jungen Geigers schmerzverzogene Züge glätteten, als hätten weiche Mutterhände seine Stirn gestreichelt.

„Möchtest Du denn, ich sollt gesund werden?“ fragte er

leise — und ebenso leise bejahte es Marie. Was sollte sie tun? Jean Baptiste blieb gar so lange — da hörte sie schwere Tritte, — der Alte trat mit deutschen Sanitätsmannschaften ein.

Jean Baptiste hatte ihnen, die auf Höhe . . . ihrer segensreichen Tätigkeit nachgingen — in richtiger Erkenntnis der Sachlage — Mitteilungen von der Auffindung gemacht — und so mußte die kleine Marie es nun schweigend dulden, daß ihr geliebter Kranker auf die Bahre gelegt — und behutjam fortgetragen wurde.

Verschüchtert lief das junge Mädchen hinter der Bahre her, von den erstaunten Blicken der Krankenträger nahm sie keine Notiz. Erst als einer, ein blonder, gutmütiger Riese sie fragte, was sie denn eigentlich mit dem Mitlaufen bezwecke, erklärte sie ihm, daß sie nicht eher in ihr Heimatdorf zurückkehren würde, bis sie wisse, was der Arzt gesagt habe.

Noch erstaunter blickten da die Träger auf das junge Ding, welches so rein und glatt deutsch sprach, als wäre sie eine Landsmännin von ihnen. Und so war es auch. Auf Befragen erzählte Marie, daß ihre verstorbenen Eltern Deutsche gewesen. Nach ihrem Tode war sie von der Schwester der Mutter, die an einen Franzosen verheiratet war, aufgenommen worden.

Die Tante war nun auch — einige Wochen vor Kriegsbeginn — für immer schlafen gegangen, der Onkel stand als Soldat schon längere Zeit im Felde.

Und auch von ihrer großen Sehnsucht nach Deutschland, nach den Moselbergen — erzählte die Kleine, die sie verlassen mußte, als sie zehn Jahre alt war, und die sie nie, nie vergessen konnte. Frankreich hatte ihr die Heimat nie ersetzen können.

— Mittlerweile waren die Träger zu dem entfernten Kriegslazarett gekommen, und Marie kehrte auf Anraten der freundlichen Helfer wieder in ihr Heim zurück. Morgen um die gleiche Zeit sollte sie sich über den Zustand Hans Eilers, so hieß ihr Schützling, Bescheid holen.

Schon lange vor der festgesetzten Zeit stellte sich Marie Fleuron, die eigentlich Marie Rutward hieß, ein, da erfuhr sie, daß der junge Geiger sehr schwere Verwundungen erlitten hatte. Drei Einschüsse waren es, die den Darm unzählige Male durchlöchert hatten und nun eine Operation unbedingt erforderten. Wie mit Messern schnitten diese Worte in Mariens Herz, flehend bat sie den freundlichen Mann, ihr doch hier täglich Nachricht zu geben — und gerne versprach er es ihr. — Nun kamen bange Tage. Die Operation verlief gut, aber würde der geschwächte Körper sich auch durchringen können? Nur ein Wunder könnte ihn retten, hatte neulich der Wärter gesagt, da betete Marie heißer und inniger denn je.

Täglich stellte sie sich ein, sie scheute nicht Wind und Wetter, nicht den weiten, beschwerlichen Weg. Und eines Tages, viele waren seither ins Land gegangen, da konnte ihr der freundliche, blonde Riese glückstrahlend mitteilen, daß ihr Schützling nun außer aller Gefahr sei — und sie morgen gerne einmal sprechen möchte.

Da erschrak die kleine Marie fast noch heftiger als damals, da sie Hans Eilers bewußtlos am Abhange fand. Was würde er sagen, wie würde er ihre Teilnahme aufnehmen? — Ganz langsam, als wären die Füßchen mit zentnerschweren Lasten beschwert, ging Marie heim.

Mitten aus Schutt und Geröll, inzwischen zerflossener Bauernhäuser reht sich der schlanke Turm der Sankt Stephanskirche, dieser uralten Kirche, die der ganze Stolz des harten, zähen Bauerngeschlechtes war, und jetzt gleichsam die Hinfälligkeit alles Bestehenden kennzeichnet. Der Turm steht, aber die Kirche selbst ist durch deutsche und französische Granaten verwüstet. Von den bunten prächtigen Kirchenfenstern blinkt nur noch ein einziges.

Die Sonne sendet ihre Strahlen, die anschauen, als hätte sie sie zuvor hineingetaucht in all das junge warme Menschenblut, das auch heute wieder irgendwo da draußen geflossen ist, — gerade durch dieses eine Fenster.

Sie zwingt in ihren Lichtkreis gerade die eine Ecke des Kirchleins, die sonderbarerweise auch verschont ist, — den Hochaltar.

Und hier in dieser wundervollen Zusammenstellung von Gold und Marmor und Lapis-Lazuli blüht und blinkt noch alles wie zuvor.

Hier grüßt noch immer die Madonna mit der Strahlenkrone und hält segnend über dem blonden Haupte der Knienden den Erlöser der Menschen.



Rest ehemaliger Pracht: Ruinen eines zerstörten russischen Palastes.

an den
vor.
in der
geschol
gelang
den f

Re
Der

::

Re

De
Streik
Brega
Brind.
lungen
den Ra
Besch
von T
Beater
leiten
di im
mit Be
ruh
De

Be

::
rat sta
lete de
nationa
tausche
wärtige
Alban
die leh
Schlie
nahmen
Di
nische
razzo
korps

::
samme
Rundsch
ziehen
für bel
stehend

Mit Rosen, mit roten Rosen hat Marie die Ecke der Heißen geschmückt, und in tiefer Demut fleht sie jetzt zu der Allgütigen.

Wunderbar gestärkt erhebt sich endlich das Mädchen, sie weiß es, die Madonna wird ihr beistehen — und die Füßchen, die gestern so schwer gingen, die fliegen heute fast über den beschwerlichen Weg.

Und nun ist Marie angelangt. Ihr blonder Führer erwartet sie und führt sie durch lange, hölzerne Bauten in einen schattigen Garten.

Dort sitzt, noch sorgsam in Betten und Decken eingehüllt, ihr Schützling. Als Marie ihm nun aber gegenübersteht, verläßt sie all ihr schöner Mut. — Schüchtern streckt sie ihm nur eine rote Rose hin, die ihr die Madonna zuvor segnen mußte. Ueber die Züge des jungen Geigers fliegt ein frohes Lächeln, ihm ist dieses süße verlegene kleine Mädel da keine Fremde — die Wärter haben ihm alles erzählt.

Er ruft sie zu sich: „Komm doch bitte her, Marie, ich muß Dir doch für alles danken, — wenn Du mich nicht gefunden

hättest — und dann so lieb und gut zu mir gewesen wärest — ja, wer weiß, wo ich dann heute schon läge. Und ein bißchen schade wär's doch auch um mich gewesen, gelt? Wenn ich auch den Himmel nicht mehr stürmen kann, meine Kunst, meine hohe, herrliche Göttin, — und Du, mein treues, aufopferndes Lieb, Ihr werdet mir noch viel Schöneres im Leben bieten. Und nun geht's bald heim, heim zu meinem lieben alten Mutterl, der Du den Sohn neu geschenkt hast.“ Sanft zieht der junge Künstler sein Lieb an sich: „Gelt, Marie, und Du gehst mit, wirst doch Deinen Schützling nicht alleine ziehen lassen, oder wie ist es, magst mich am Ende gar nicht — und's war vielleicht ein ganz anderer, für den Du gebetet hast, Du liebes, süßes Mädel, Du?“ Die Antwort schien für beide Teile befriedigend ausgefallen zu sein. . . . Zwei junge selige Menschenkinder hielten sich innig umschlungen und träumten unter dem strahlenden französischen Himmel von der Heimat, — träumten von uralten Sachsensteinen, von rebenumkränzten Moselbergen — und von fernem glücklichen Tagen — in denen die heilige Kunst mit der Liebe Hand in Hand gehen würde.

Die Madonna mit den Perlen.

(Fortsetzung.)

Roman von Hans Dominik.

(Nachdruck verboten.)

Der hatte also auch mit nichts angefangen, und hatte es doch in wenigen erfolgreichen Kampfsjahren zu Vielem gebracht. Immer wieder tauchten diese Gedanken auf und ließen den Arzt nicht zur Lektüre seiner medizinischen Zeitschrift kommen.

Unmutig warf er die Zeitung auf den Tisch und ging dann erst recht seinen Gedanken nach. Seine Aussichten hier in Deutschland waren nicht schlecht. Aber zunächst hieß es lernen. Die Klinik bot ihm fortwährend neues Patientematerial, gab fortwährend neue Anregungen, neue Gesichtspunkte. Er fühlte wohl, daß er noch manches Jahr bei den bescheidenen Befolungsverhältnissen hier aushalten müsse, bevor er wirklich den Gipfel seiner Kunst erreichen würde. Mit Unwillen dachte er an manchen Studiengenossen, der sofort nach Ablegung des einen vorgeschriebenen praktischen Jahres selbstständig geworden, auf die Menschheit losgelassen worden war, wie Professor Weiland zu sagen pflegte.

Ars longa, vita brevis, lang ist die Kunst und kurz nur das Leben, seufzte der junge Arzt. Aber der Weg schien ihm doch der richtigste. Hier ausharren, hier weiter lernen und sich nicht in einen Sprudel stürzen, der ihn Gott weiß wohin verschlagen konnte. Je eher diese aufregende Bekanntschaft mit den Browns ein Ende nahm, desto besser würde es für ihn sein.

So weit war Dr. Rosen gerade in seinen Reflektionen gekommen, als ein schriller Telefonruf ihn zusammenfahren ließ. Mechanisch trat er an den Apparat.

„Hier Dr. Rosen, Klinik Professor Weiland.“

Schon erkannte er die Stimme von Daisy Brown.

In höchster Aufregung teilte sie ihm mit, daß ihr Vater soeben von einem schweren Herzkrampf befallen worden sei.

Mit dem Versprechen, sofort zu kommen, hängte der Arzt den Apparat an, steckte einige Medikamente zu sich und warf sich in das erste ihm begegnende Auto.

Mister Brown lag im verdunkelten Zimmer auf der Chaiselongue. Sobald Doktor Rosen des Patienten anichtig wurde, war er sofort ganz Arzt. Ein Mann, der nicht mehr den Menschen, sondern nur noch den Kranken sah und sofort zielbewußt handelte. Mit wenigen Griffen hatte er dem Kranken alle beengenden Kleidungsstücke geöffnet und ließ das Stethoskop über die Herzgegend hingleiten.

Dr. Rosen führte seine Untersuchung bedächtig und gewissenhaft durch. Dann öffnete er sein Bestek und machte dem Patienten schnell und gewandt eine Einspritzung. Der Erfolg ließ nicht auf sich warten.

Schon nach wenigen Minuten gewann Mister Brown das Bewußtsein wieder und begann voll und tief zu atmen.

Verwundert blickte er sich zunächst in dem verdunkelten Raum um.

Dr. Rosen legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Nun, Mister Brown, jetzt geht es wieder! Nicht wahr, Sie fühlen sich wieder ganz wohl?“

„Ja, ja, gewiß, aber was war denn eigentlich mit mir los?“

„Sie haben einen kleinen Herzanfall gehabt. Ich entnehme aus Ihren Worten, daß Ihnen etwas Ähnliches bisher noch nicht passiert ist, daß das der erste war.“

„Ja, der Tat, Doktor. Ich kenne Derartiges bisher noch nicht.“

„Um so besser, Mister Brown. Desto größer ist die Aussicht, die Sache wieder in Ordnung zu bringen, zu verhindern, daß sich aus einer einmaligen Störung eine chronische Sache entwickelt.“

„Ja aber, was hat denn das zu bedeuten, Doktor? Ich war bis jetzt gesund wie ein Fisch im Wasser.“

Dr. Rosen nahm von neuem das Stethoskop zur Hand und untersuchte noch einmal mit größter Sorgfalt.

„Ich kann Ihnen die tröstliche Versicherung geben, Mister Brown, daß Sie auch jetzt noch durchaus gesund sind. Ihr Herz zeigt keinerlei organische Veränderung. Aber Sie müssen entschieden die schweren Importzigarren aufgeben. Das ist der Fehler gewesen. Nikotin ist ein Herzgift und ruft am Herzen endlich doch einmal nervöse Störungen hervor.“

„Oh! ja, meinen Sie, Herr Doktor? Das hat mir mein Arzt in New York auch schon gesagt.“

„Dann hätten Sie ihm folgen sollen, Mister Brown. Sie hätten sich dann die heutige Geschichte erspart.“

Mit diesen Worten hatte sich Dr. Rosen am Schreibtisch niedergelassen und begann ein Rezept zu schreiben.

„Sie haben gut reden, Doktor! Sie wissen nicht, was es für einen leidenschaftlichen Raucher bedeutet, der Zigarre zu entsagen. Ich glaube, ich könnte darüber erst recht krank werden.“

Dr. Rosen sah sich seinen Patienten an.

„Sagen Sie mal, Mister Brown, Sie sind doch ein kluger und energischer Mensch und haben die begerliche Pflicht, noch möglichst lange gesund zu bleiben und Ihren Reichtum in Ruhe zu genießen.“

Der Millionär sah den Arzt befremdet an. Was ging den sein Reichtum an und warum machte er ihm Komplimente über seinen Charakter.

„Warum fragen Sie so komisch, Doktor?“

„Weil ich wissen will, ob es Zweck hat, Sie ernstlich zu behandeln oder nicht.“

Der Patient muß auch sein bestes tun, wenn eine Heilung gelingen soll. Die Natur und der gute Wille des Patienten müssen sogar die Hauptsache dabei verrichten.“

Mister Brown sah sich mit erhöhtem Interesse den Arzt an, der so zu ihm sprach.

„Well, Doktor!“ rief er dann, „ich glaube, ich kann Ihnen voll vertrauen. Also was soll ich tun?“

„Sie sollen erstens das Rauchen lassen. Es wird Ihnen schwer werden. Das weiß ich. Aber deswegen habe ich Ihnen hier eine Medizin verschrieben, die Ihnen darüber hinweghelfen wird. Im übrigen frische Luft, Bewegung und regelmäßiges Leben. Und dann . . .“

Der junge Arzt sah den Millionär durchdringend an. „Ich hoffe doch, Mister Brown, daß Sie nicht in die Sünde so